

Ermordung John Lenkons vor Augen, der auf offener Straße von einem geistesgestörten Fan erschossen worden war. Seine Nackenhaare stellten sich auf, und sein Körper versteifte sich. Unwillkürlich warf er einen Blick auf die Hände des Mannes, doch die linke war leer und hing völlig entspannt an den Seiten herunter, während er in der rechten die schwarze Ledertasche trug. Gegen seinen Willen fragte sich Guerri, was sich wohl darin befinden mochte. Er verscheuchte den Gedanken, es ging ihn nichts an und hatte ihn nicht zu interessieren.

Guerri presste eine trotzig Antwort hervor: »Kennen wir uns?« Sein Ton signalisierte klar, dass er es sich nicht vorstellen konnte und es auch in keiner Weise für wünschenswert hielt.

Wieder ließ sich der Mann ein wenig mehr Zeit für seine Antwort, als es die Höflichkeit geboten hätte: »Ich kenne *dich*, Sergio, und du hast zumindest schon von mir gehört.«

Seine Stimme war sanft, aber irgendetwas schwang darin mit, das Guerri nicht einordnen konnte. Guerri hielt dem Blick des Mannes stand und schwieg, auch wenn ihn beides erhebliche Überwindung kostete. Er durchschaute den anderen. Diese Taktik, Andeutungen zu machen und dann nicht weiterzusprechen, um so den Gesprächspartner zu zwingen, selbst zu sprechen, kannte er aus diversen Rhetorikseminaren und auch die richtige Gegenmaßnahme: Schweigen. Es war simpel. Es kam bloß darauf an, die peinliche Stille länger zu ertragen als der andere.

Guerri ertrug sie fast eine volle Minute, dann platzte es aus ihm heraus. »Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

Der Mann schien Guerris Gereiztheit nicht zu bemerken. »Ich will dir ein Angebot machen.«

»Ich bin nicht interessiert, auf Wiedersehen.« Guerri bedauerte, keine Zeitung dabeizuhaben, die er jetzt ostentativ aufschlagen und sich darin vertiefen konnte.

»Du wärst ein Narr, wenn du nicht interessiert wärst, Sergio.«

Guerri spürte den starken Impuls, sich die Duzerei zu verbitten, doch das wäre bereits ein Zugeständnis gewesen. Er wollte nicht darüber verhandeln, *wie* der andere mit ihm reden sollte, er wollte *überhaupt* nicht mit ihm reden.

Als sich der Mann neben Guerri auf die Bank setzte, wäre dieser beinahe aufgestanden, doch das wäre Flucht gewesen. Sein Stolz ließ es nicht zu. Nicht *er* hatte zu gehen, sondern dieser aufdringliche Kerl.

Von katholischer Seite heißt es, unter den sieben Todsünden sei der Stolz die unverzeihlichste und dass es *die* Todsünde sei, die einen am sichersten in die Hölle führe. Insofern mochte es eine ironische Arabesque dieser Begegnung sein, dass es ausgerechnet sein Stolz war, der Guerri dazu trieb, neben dem Mann sitzen zu bleiben, statt einfach fortzugehen, wie er es ohne weiteres hätte tun können.

Mit einer Mischung aus Furcht und Wut starrte er den Mann an.

Dieser stellte die schwarze Tasche zwischen sich und Guerri auf die Bank, öffnete mit einer fließenden Bewegung den Reißverschluss und gewährte ihm einen Blick hinein. Guerri sah kurz hin, nur um – wie er sich selbst sagte – sicher zu gehen, dass

sich keine Waffe darin befand. Er wusste nicht, was er erwartet hatte, aber *das* sicher nicht. Die Tasche war gefüllt mit Geld. Zahlreiche Bündel von Hundert-Euro-Scheinen.

»Eine Million Euro«, erläuterte der Mann freundlich. »Für dich, Sergio.«

Guerra verspürte ein Gefühl von Übelkeit. Er starrte abwechselnd den Mann und den Inhalt der Tasche an. Er wollte etwas sagen, aber nichts passte auf diese Situation. War das ein Scherz? Versteckte Kamera? Für eine Zehntelsekunde durchfuhr ihn Erleichterung, doch dann sah er in die schwarzen Augen des Mannes, die mit dieser unheimlichen Sicherheit auf ihm ruhten. Nein, dies war keinesfalls ein Scherz, keine billige TV-Sendung, das hier war echt und es war ernst. Guerra spürte instinktiv, dass dies der wichtigste Moment seines Lebens war. Im nächsten Moment wurde es ihm klar: Hier ging es um Bestechung. Seine Zeitungsartikel waren dem Vatikan ein Dorn im Auge. Mit dem Geld wollte man ihn mundtot machen. Der Mann war ein Abgesandter des Vatikan. Warum war er nicht gleich darauf gekommen? Der schwarze Anzug, die sanfte Stimme, das Duzen. Es fehlte nur noch, dass der Mann »mein Sohn« zu ihm sagte. Der Mann war ein Priester. Doch bereits in der nächsten Sekunde wusste er, dass dies Unsinn war. Sicher, er schrieb vielbeachtete Zeitungsartikel, die dem Vatikan nicht gefallen konnten, doch das taten andere Journalisten auch, nicht wenige weit aggressiver als er, und nicht einmal der Vatikan besaß genug Geld, um sie alle mit einer Million zum Schweigen zu bringen. Also was war es dann? Was ging hier vor? Es ergab keinen Sinn. Guerra bemerkte, dass er immer noch wie ein Idiot auf das Geld starrte. Er riss sich zusammen. Es war an der Zeit, das Heft des Handelns zu ergreifen, statt nur passiv zu reagieren. Er setzte sein unbeeindrucktestes Gesicht auf und warf dem Mann in Schwarz einen kühlen Blick zu.

»Was soll das?« Er versuchte, es souverän klingen zu lassen.

Der Fremde antwortete geduldig und freundlich. »Das Geld ist für dich, Sergio. Nimm es.«

»Einfach so?«, erwiderte er spöttisch. »Sie erwarten doch sicher eine Gegenleistung.« In diesem Moment kam Guerra in den Sinn, dass dies möglicherweise eine Falle war. Hatte der Mann ein Aufnahmegerät in der Tasche, wurden sie heimlich aus einiger Entfernung gefilmt? Würde bald im Internet ein Filmchen auftauchen, das ihn als bestechlich und somit unglaublich diskreditierte? Er würde auf jedes Wort achten müssen, das er sagte, und vor allem durfte er die Tasche mit den Geldbündeln nicht anrühren. Augenblicklich rückte er auf der Bank ein Stück zurück, um etwas Distanz zwischen sich und das Geld zu bringen.

Der Mann in Schwarz griff in seine Innentasche und zog ein Blatt Papier hervor. »Ja, Sergio, ich erwarte in der Tat eine Gegenleistung«, sagte er, während er das Papier sorgsam auseinanderfaltete. »Eine Gegenleistung, die für viele Menschen unannehmbar groß wäre, aber für dich ist sie klein – nein, nicht klein, für dich ist sie praktisch gar nicht vorhanden, ein Nichts. Für das Geld musst du nur diesen kleinen Vertrag unterschreiben. Das ist schon alles.«

Guerra lachte. Zum ersten Mal entspannte er sich. Das war also des Pudels Kern. Dubiose Finanzgeschäfte. War das die Real-life-Variante des Spambetrugs mit dem nigerianischen Prinzen, der angeblich ein Millionenvermögen zu vererben hatte? Man

müsse nur zuvor ein paar tausend Euro Gerichts- und Bankgebühren auslegen und schon könne man das Vermögen in Empfang nehmen. Es war unfassbar, dass es immer wieder Idioten gab, die darauf reinfielen. Das hier allerdings schien etwas Neues zu sein. Worin bestand hier der Betrug? Er spürte, wie seine berufliche Neugier erwachte. Was wäre er für ein Journalist, wenn er der Sache nicht auf den Grund ginge?

»Und was steht da drin?«

Der Mann blickte ihn wohlwollend an. »Nun, nicht viel. Du verschreibst deine Seele dem Teufel.« Er hielt Guerri das Blatt hin.

Wieder wusste Guerri nicht, wie er reagieren sollte. Offenbar war es also *kein* Betrug. Es war ein Scherz. Ein ganz besonders dummer und dennoch äußerst seltsamer. Wieder kam ihm der Gedanke an die Comedysendung mit versteckter Kamera. Er erinnerte sich an eine Ausgabe, bei der sich ein Mitarbeiter der Sendung auf die Straße gestellt und an die Passanten einfach so Geldscheine verschenkt hatte. Die Komik hatte darin bestanden, dass fast alle sich geweigert hatten, das Geld anzunehmen, viele waren geradezu empört gewesen. So reagierten Menschen nun einmal, wenn sie sich mit einer unbekanntem Situation konfrontiert sahen: vorsichtig. Der krönende Abschluss des Filmchens war ein junger Mann gewesen, der das Geld mit einem »herzlichen Dank« völlig selbstverständlich in Empfang genommen hatte, ohne dabei auch nur seine Schritte zu verlangsamen. Die einzige souveräne Person in diesem kleinen Film.

Nun, heute würde *Guerri* diese Person sein. Er würde sich nicht von einem Schauspieler ins Bockshorn jagen lassen. Auch wenn der zugegebenermaßen seine Rolle ganz vorzüglich darbot und die Redaktion offenbar einige Arbeit investiert hatte, um Infos über Guerri zu recherchieren. Tja, sie hatten sich das falsche Opfer ausgesucht. Guerri würde mitspielen und die Filmfritzen gehörig vor die Wand laufen lassen. Er freute sich geradezu darauf. (Eine Haltung, die mancher wohl als Hochmut bezeichnet hätte.) Guerri nahm das Papier und las es. Es war ein einfaches Blatt. Mit schwarzer Tinte stand dort in einer schnörkeligen, etwas altertümlichen Handschrift nur ein Satz:

*Ich verschreibe meine Seele dem Teufel.*

Er blickte auf. »Und das ist alles?«

Der Mann nickte. »Das ist alles, Sergio.« Er hatte einen edlen Füllfederhalter hervorgezogen, die Kappe abgeschraubt und sie auf den Griff gesetzt, und nun hielt er Guerri das Schreibgerät beinahe servil entgegen.

Guerri zögerte scheinbar misstrauisch. »Und dann bekomme ich eine Million Euro?«

»So ist es, Sergio.«

»Und der Teufel – das sind Sie?«

»Zu deinen Diensten, Sergio.«

»Was dagegen, wenn ich das Geld prüfe?«

»Nur zu.« Der Mann schob ihm die Tasche zu. Guerri griff tief hinein und förderte von ganz unten zwei Bündel hervor. Innerlich grinste er. Nun würde der ganze Schwindel aufliegen, wenn sich nämlich herausstellte, dass es sich, bis auf den jeweils obersten Schein, nur um weißes Papier handelte. Er blätterte das erste Bündel durch und dann etwas hastiger das zweite. Er griff erneut in die Tasche und prüfte noch mehr Bündel,

dann weitere. Doch auch sie enthielten statt des erwarteten weißen Papiers nur Geldscheine. Er zog stichprobenartig einige hervor und prüfte sie. Wasserzeichen, Metallstreifen, Blindenschrift – soweit er es beurteilen konnte, handelte es sich um echtes Geld. Sicher, es waren natürlich auch sehr gute Fälschungen im Umlauf, die für Laien nicht von echten Banknoten zu unterscheiden waren, aber eine Filmfirma würde wohl nicht an so etwas herankommen. Nein, dieses Geld war echt.

Aber worauf lief das alles hinaus? War diesen Filmfritzen nicht klar, dass auch eine mündliche Vereinbarung einen rechtsgültigen Vertrag darstellte? Spekulierten sie tatsächlich darauf, dass er es nicht wagen würde, einen angeblichen Pakt mit dem Teufel zu unterzeichnen und ihm seine Seele zu verkaufen? Dann hatten sie sich böse verrechnet. Sicher, hier war er in Rom, einer der gläubigsten (und zugleich abergläubigsten) Städte der westlichen Welt, aber es war nicht mehr 1950. Da wäre man mit dieser Nummer zweifellos noch durchgekommen, aber diese Zeiten waren lange vorbei. Er musste sich zusammenreißen, um nicht laut loszulachen. Wenn er jetzt – zum Entsetzen seines Gegenübers – unterschrieb, würde die Tasche mit dem Geld ihm gehören, ohne Wenn und Aber. Da könnten diese Leute noch so sehr versuchen, sich rauszureden, es sei alles nur ein Scherz fürs Fernsehen gewesen und so weiter und so weiter. Nein, Vertrag war Vertrag; dieses Geld war seins. Die Gier hatte Guerri gepackt. (Eine weitere Todsünde.)

Er nahm den Füllfederhalter und unterschrieb. Er hatte fast das Gefühl, neben sich zu stehen, als er zusah, wie seine Hand mit roter Tinte seinen Namen schrieb. Sollte er die rote Tinte etwa für Blut halten? Ein letzter Versuch ihn abzuschrecken? Nun, auch das war missglückt. Das Geld gehörte ihm. Während er zusah, wie der Mann in Schwarz das Dokument prüfte, bedächtig zusammenfaltete und es dann in der Innentasche seines Jacketts verschwinden ließ, kam Guerri ein Gedanke: Dieser Film würde vielleicht in die Fernsehgeschichte eingehen. Er sollte seine Rolle darin ruhig noch etwas interessanter gestalten. Er setzte ein betrübtes Gesicht auf. »Ich muss allerdings gestehen, ich bin überhaupt nicht gläubig. Ich glaube weder an Gott noch an den Teufel. Ich hoffe, das ist kein Problem.«

Der Mann in Schwarz lächelte milde. »Im Gegenteil. Kein Katholik würde diesen Vertrag je unterschreiben, nur ein Atheist wie du, Sergio. Aber täusche dich nicht: Dass du nicht an den Teufel glaubst, ändert nichts daran, dass er existiert und dass deine Seele nun mir gehört.«

Guerrri lächelte süffisant. »Ich frage mich allerdings, wie Sie an meine Seele kommen wollen.«

Die Stimme des anderen war die Sanftheit selbst: »Mach dir darüber keine Gedanken, Sergio. Der Teufel kommt zu seinem Recht. Immer.« Der Mann erhob sich und nickte Guerri knapp zu. »Genieße dein Geld, Sergio.« Dann drehte er sich um und entfernte sich mit der gleichen gelassenen Zielstrebigkeit, mit der er gekommen war.

Guerrri saß da, sah dem Mann nach und wartete, dass etwas geschehen würde. Jeden Moment musste der Moderator der Sendung aus einem Versteck springen, alles

aufklären und auf die gut getarnte Kamera zeigen. Er wartete eine volle Minute, dann eine weitere, doch nichts geschah.

Wieder spürte er dieses seltsame Gefühl in sich aufsteigen. Dies war eine Situation, für die Guerri keine Reaktion parat hatte. Mit einem Mal fühlte er sich leer und fremd in der Welt, als würde er sich in einem Vakuum befinden. Fast wie in Trance schloss er den Reißverschluss, nahm die Tasche mit dem Geld – sie war schwerer, als er gedacht hatte – und machte sich langsam auf den Weg zur Redaktion. Er verspürte kein Glück, im Gegenteil, eine dunkle Ahnung fing an, sich in ihm auszubreiten, eine Ahnung, die ihm sagte, dass er einen furchtbaren Fehler begangen hatte.